Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 84 (2004)
Heft: 12-1

Buchbesprechung: Sachbuch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rafael Ferber
Philosophische Grundbegriffe 2
C.H. Beck, München 2003

besprochen von ***Norbert Anwander***

Auch bei der Philosophie, die gerne als Orientierungswissenschaft verstanden wird, besteht Bedarf nach Auskunft. In seinem vor zehn Jahren erstmals erschienenen Buch «Philosophische Grundbegriffe» unternimmt es Rafael Ferber, «Studierenden und interessierten Laien» nahe zu bringen, womit sich die Philosophie beschäftigt und welches ihre Methoden sind. Seine Einführung in sechs zentrale Begriffe, nämlich «Philosophie», «Sprache», «Erkenntnis», «Wahrheit», «Sein» und «das Gute» hat grossen Anklang gefunden. Eben ist das gut 200 Seiten umfassende Taschenbuch zum siebten Mal aufgelegt worden. Nun lässt der an den Universitäten Luzern und Zürich lehrende Autor einen zweiten Band folgen, der mit den Begriffen «Mensch», «Bewusstsein», «Leib und Seele», «Willensfreiheit» und «Tod» in die philosophische Anthropologie einführen will.

Thematisch ist das eine enge Auswahl: Traditionelle Elemente der philosophischen Anthropologie, zum Beispiel das Verhältnis von Individualität und Sozialität oder von Natur und Kultur, aber auch Überlegungen zu Spiel, Arbeit, Technik fehlen. Für diese Disziplin so wichtige Figuren wie Helmut Plessner sucht man im Personenregister vergeblich. Gewiss sind die fünf behandelten Begriffe für die Philosophie von zentraler Bedeutung. Sie reichen aber nicht aus, um den auf dem Buchumschlag erhobenen Anspruch einzulösen, *«ein philosophisches Gesamtbild vom Menschen zu zeichnen»*. Immerhin ergibt sich ein partielles Bild: Ferber verteidigt die traditionelle Auffassung von der Sonderstellung des Menschen. Als Vorlage dient ihm Aristoteles' berühmte Definition des Menschen als des Lebewesens, das als einziges über Logos (Sprache, Vernunft) verfügt. Was den Menschen auszeichnet, so der Autor, ist die Fähigkeit, sein Urteilen und Handeln auf Gründe zu stützen.

Wie der erste Band breiten auch die «Philosophischen Grundbegriffe 2» eine Fülle von Material aus und sind, mit einigen Abstrichen im Detail, solide gemacht. Schritt für Schritt erörtert Ferber, worum es bei der Willensfreiheit oder beim Verhältnis von Leib und Seele eigentlich geht, welche Positionen in der Tradition und in der gegenwärtigen Diskussion vertreten worden sind und was für Schwierigkeiten sich jeweils mit ihnen verbinden. Dabei kommt ihm zugute, dass er sich sowohl in der antiken als auch in der zeitgenössischen analytischen Philosophie auskennt. Anders als so manche süffige, aber gar leichtfüssige Einführung in die Philosophie mutet Ferber seinen Leserinnen und Lesern auch zu, dass sie sich auf Argumente einlassen und vor technischen Begriffen wie *«Qualia»* oder *«Supervenienz»* nicht zurückschrecken. Dem Text geht jedoch jene Eigenständigkeit und Frische ab, die insbesondere an ein breiteres Publikum gerichtete *Introductions* aus dem angelsächsischen Raum so anregend machen. Mit dem wiederholt verwendeten Schema von Darstellung und Würdigung geht Ferber zwar keine Risiken ein, zahlt aber den Preis, dass der Band etwas Schulbuchhaftes hat. Es ist zudem ein Format, das sich wohl eignen mag, um Bildungswissen zu referieren, das aber kaum zum Selberdenken herausfordert.

Als wäre dem Autor bewusst, dass seine Einführung eher konventionellen Mustern folgt und seine Beispiele wenig originell, um nicht zu sagen bieder sind, peppt er den Text mit einer Unmenge von Zitaten auf. Was zu Beginn beeindruckt – hier bewegt sich einer souverän zwischen den Vorsokratikern, der Bibel, Goethe und Reinhard Mey –, wirkt in manchen Fällen schlicht komisch, auf die Dauer aber vor allem mühsam. Weder machen die schönen Worte ein Argument stärker noch tragen sie, aus dem Kontext gerissen, dazu bei, einen Gedanken besser verständlich zu machen. Ferber scheint auch zu entgehen, dass nicht jeder Aphorismus, der für sich genommen einen Punkt treffend formuliert, schon deshalb auch den Text prägnanter macht, in den er eingewoben wird. Die Diagnose einer Verstopfung durch Zitate lässt sich nüchtern an Zahlen festmachen: Kam Band 1 noch mit gut 200 Anmerkungen aus, benötigt Band 2 bei ähnlichem Umfang nicht weniger als das Dreifache. Falls dem zweitem Wurf so viele Auflagen beschieden sein werden wie dem ersten Band, dann wird sich reichlich Gelegenheit bieten, den Text einer Entschlackung zu unterziehen. ■

Norbert Anwander ist Assistent am Ethikzentrum der Universität Zürich.

Detmar Doering (Hrsg.)
Vernunft und Leidenschaft
Ein David Hume-Brevier, Ott-Verlag, Thun 2003

besprochen von ***Gerard Radnitzky***

Als Zentralfigur der Schottischen Aufklärung gehört Hume (1711-1776) zu den Hausgöttern der Institutionen-Ökonomik. Das von Detmar Doering herausgege-

bene Brevier sammelt strategische Textpassagen, die Humes Erkenntnistheorie, seine Moral-, Rechts- und Staatsphilosophie, seine Wirtschaftspolitik, seine Kultur- und Religionsphilosophie beleuchten. Hume bietet uns eine solide erkenntnistheoretische Basis: Ein Satz ist wahr, dann und nur dann, wenn er eine zutreffende Darstellung ist. Nur beschreibende Sätze können wahr oder falsch sein; Normen und Werturteile haben keinen Wahrheitswert (S. 22). Hume begründete 1748 die subjektive Werttheorie: der subjektive Nutzen als Grundlage wirtschaftlichen Wertes. Diese Theorie gilt heute als Markenzeichen der Österreichischen Schule der Nationalökonomie. (Dass sie im deutschsprachigen Bereich um 1807 von G. Hufeland im Ansatz vorweg genommen wurde, ist weitgehend vergessen.) Sie war – wegen der Unfähigkeit der Planwirtschaft zur ökonomischen Kalkulation – eine Voraussetzung für die These von der «Unmöglichkeit des Sozialismus».

Hume betont, dass aus «Sein» kein «Sollen» ableitbar ist (Kap. 2). Aus Prämissen, die kein Werturteil enthalten, ist kein Werturteil und keine Norm («Soll-Satz») ableitbar. Denn in der Konklusion kann nur sein, was in den Prämissen, zumindest implizit, vorhanden ist. Das ist eigentlich selbstverständlich. Dennoch bemühen sich heute deutsche Philosophen, aus den Bedingungen des «herrschaftsfreien Diskurses» der idealen Kommunikationsgemeinschaft eine Ethik hervorzuzaubern, ernten damit Beifall und werden sogar zu Staatsphilosophen. Auch in diesem Bereich ist Humes Gedankenwelt ein aktuelles Antidot.

Das Kapitel «Moralphilosophie» ist Humes realistischem Menschenbild gewidmet. Für die Kleingruppe, die Gruppe, in der man sich berühren und daher rühren kann, gilt ein anderes Moralsystem als in Grossgesellschaften. Diese Einsicht wird später zum Ausgangspunkt von F. v. Hayeks Unterscheidung zwischen der Moral der Kleingruppe und der abstrakten Moral der Grossgesellschaft. Hume hat John Lockes Begriff der *«self-ownership»* übernommen: *«Mein Leben gehört mir»* (S. 47), so wie auch mein Körper, meine Fähigkeiten und das, was ich mit deren Hilfe erwerben konnte, mir gehören.

«Eigentum» ist für Hume das Set aller Entitäten, denn *«Eigentum schafft Freiheit»*. Als Vordenker der Spieltheorie betont Hume, dass wir im Geschäftsleben wie im Alltag iterierte «Spiele» spielen, und dass somit die Reputation ein Aktivum ist, das kaum überschätzt werden kann: *«Der gesellschaftliche Ruf schützt das Eigentum: Nichts berührt uns näher als unser Ruf.»* Die Grossgesellschaft ist also nicht eine «anonyme Gesellschaft». Der Staat (Kap. 6) ist *«nicht immer notwendig für die Gesellschaft»*. Humes These lässt sich leicht untermauern: Eine Gesellschaft kann auch ohne Staat entweder die Eigentumsrechte sichern, das heisst die Ausschliessungskosten *(exclusion costs)* aufbringen, oder sie kann es nicht. Wenn sie es kann, dann braucht sie keinen Staat. Wenn sie es nicht kann, dann hat sie gar nicht die sozioökonomische Struktur, die notwendig wäre, um einen Staat zu etablieren und zu tragen. Der Staat ist also entweder überflüssig oder unmöglich. Der Vorteil kleinerer, überschaubarer politischer Einheiten wird erkannt: *«Freiheit belebt vor allem in kleinen Staaten von Natur aus den Gemeinsinn.»* (S. 52). Humes Auffassung über die Entstehung des Staates ist ebenso realistisch wie sein Menschenbild. Der Ursprung des Staates ist Gewalt: Machtergreifung oder Eroberung (hier greift Hume auf Hobbes zurück). Die Theorie des Gesellschaftsvertrags ist für die Erklärung der Entstehung des Staates und für seine Legitimation unbrauchbar, und Hume liefert hervorragende Argumente gegen die von John Rawls vertretene Theorie der Gerechtigkeit, die auch unter Ökonomen ein Ansehen geniesst, das mit ihrer Begründung und mit ihrer Plausibilität im Widerspruch steht.

Hume ist auch ein Antidot gegen den weitverbreiteten Etatismus (zu dem auch der Ordoliberalismus zu zählen ist). Der Markt hat logische, und daher auch historische Priorität vor dem Staat. Die These vom Primat der Politik ist unzutreffend. Ein Rechtsrahmen erleichtert das Funktionieren des Marktes, aber er ist für dieses Funktionieren keine notwendige Bedingung. Tausch und Markt kann bereits im Rinnstein beginnen. Der Markt, *«Sicherheit des Besitzes, sein Übertrag durch Zustimmung und das Halten von Versprechungen … Diese gehen demnach der Regierung voran.»* (S. 74). (Der Ausdruck «Regierung» ist eine Wörterbuchübersetzung, die dem Kontext nicht gerecht wird. *«Government»* und *«state»* werden im Englischen oft als Synonyme verwendet; hier wäre «Staat» die richtige Übersetzung gewesen.)

Die Quelle der Macht erkennt Hume realistisch in der Meinung: Die Macht stützt sich auf die Meinung. Das gilt sowohl für politische Macht als auch für die Verfassung. Im Geiste Humes wäre es etwa so zu formulieren: Etwas wird so lange von den meisten respektiert, wie die meisten glauben, dass es von den meisten respektiert wird. Bei ungedecktem Papiergeld ist das besonders deutlich: Es hat Wert so lange, aber nur so lange, wie die meisten meinen, dass die meisten zu den Papierscheinen Vertrauen haben. Das Geld ist streng genommen kein Zahlungsmittel, sondern ein

Tauschvermittler. Es gibt keine optimale Geldmenge, *«da die Preise der Waren sich immer nach der Geldmenge richten...»*

Unseren «Spitzenpolitikern» würde Hume die Leviten lesen: Er geisselt die verantwortungslose Haushaltspolitik, die *«darauf vertraut, dass die Nachwelt die Schuldenlast ihrer Vorfahren abtragen werde»*. (S. 95). Hume war ein scharfer Beobachter der Volkswirtschaft und ein Kritiker der Umverteilungsideologie. Solange ein Finanzausgleich praktiziert wird, gibt es nach Humes realistischem Menschenbild keine vernünftige Haushaltspolitik. Verteilungsgleichheit führt zur allgemeinen Verarmung. Hemmt man die Entfaltung solcher Tugenden wie *«Geschicklichkeit, Sorgfalt und Arbeitsamkeit»* – Tugenden, die die Frankfurter Schule abwertend *«Sekundärtugenden»* nennt – *«so drückt man die Gesellschaft auf das Niveau äusserster Dürftigkeit herab, und anstatt der Not und Armut bei wenigen zu steuern, macht man sie für die Gesamtheit unabwendbar»*. (S. 100).

Ein Argument, das auch Gerd Habermann, der die gesamte Brevier-Reihe betreut, treffend ins Feld zu führen pflegt. Hume ist also auch für die Sozialpolitik («Bürgerversicherung» etc.) der rot-grünen Koalition der BRD hochaktuell. Im konträren Gegensatz zu Hume sagt Kant: *«Denn wenn keiner die Güter des Lebens mehr an sich ziehen möchte als der andere, so wären keine Reichen, aber auch keine Armen.»* (Eine Vorlesung Kants über Ethik, hg. von Paul Menzer, Berlin, 1924, S. 246.).

Hardy Bouillon hat dazu bemerkt: Der erste Halbsatz ist wahr, der zweite ist falsch – es gäbe nur Arme. Dem lässt sich folgendes hinzufügen: Auf die Dauer wären wohl beide Halbsätze wahr, aber in einem anderen Sinn, als Kant sich gedacht hat: Letzten Endes gäbe es weder Reiche noch Arme – denn die Menschheit würde nicht überleben. Anstelle des kategorischen Imperativs, könnte ein Hume-Schüler den «kategorischen Komparativ» vorschlagen.

Und das Jenseits? Gemäss seinem realistischen Menschenbild schreibt Hume 1752 (postum veröffentlicht 1779): *«Meine erste Bemerkung lautet, dass der Aberglaube vorteilhaft für die Priester ist [...] Je stärker aber die Beimischung des Aberglaubens ist, desto grösser ist das Ansehen der Priesterschaft.»* (S. 122). Es ist zu bedauern, dass für Humes Schriften im Brevier nirgends das Jahr der Erstveröffentlichung angegeben ist (weshalb der Rezensent dies ergänzt hat), dass es keinen Index gibt, und dass das Buch schlecht gebunden ist. Insgesamt verdient das Brevier jedoch höchstes Lob. Es sollte zum Vademecum werden für Ökonomen, Politiker und für alle an Wirtschaft und Politik Interessierten. ■

Gerard Radnitzky ist emeritierter Professor für Wissenschaftstheorie an der Universität Trier.

Andreas Rother

Unternehmensphilosophie in Textbausteinen.

Verlag Redline Wirtschaft bei Ueberreuter, Frankfurt/Wien 2003

---

besprochen von ***Gunnar Sohn***

In Bilanzpressekonferenzen, Broschüren, Pressemitteilungen und Vorstandserklärungen wird häufig mit abstandhaltenden Mogelpackungen der Sprache geblendet: *«Wettbewerbstool mit Fokussierung der Komponenten der Implementierungsbreite»*, meldet ein Unternehmen der Informationstechnik. Fünf Euro fürs «Phrasenschwein» wären für solche verbalen Quälereien noch die geringste Strafe. Für *«variable Sequentierungsstrukturen und deren hardwareunterstützte Realisierung»* legen sich selbst Fachidioten die Karten. Harmlos klingt da noch der tägliche Wortschwall von adretten Vorstandschefs: Man müsse sich neu aufstellen, umstrukturieren, aufs Kerngeschäft fokussieren, Synergien nutzen, effizient und effektiv an dem Alleinstellungsmerkmal seiner semantischen Verblödung arbeiten. Schon vor Jahren legte ein Beamter des US-Geheimdienstes eine verdienstvolle Reihe sorgfältig recherchierter Schlüsselworte zusammen – eine multifunktionale Anleitung für das inhaltsleere Wortgeklingel von Managern. Man springt beliebig von links nach rechts über die Spalten und erwirbt den Ruf einer zitierfähigen Autorität. Von *«konzentrierte Führungs-Ebene»* bis *«ambivalente Interpretations-Kontingenz»*. Die Liste liesse sich auch berufsspezifisch erweitern, um den *«ganzheitlichen Ansatz»* der *«synthetischen Prozess-Kommunikation»* zu untermauern und die *«systematische Prozessanalyse von CRM-Massnahmen»* auf die *«zielgruppenspezifische Evaluationspräzision»* und auf der Ebene der *«Cross-Selling-Aktivitäten»* zu integrieren.

Wem das noch nicht reicht, kann jetzt auf einen inhaltsschweren Werkzeugkasten des Publizisten Andreas Rother zurückgreifen. Die inflationären Satzgirlanden des Marketing-Dummdeutsch bekommen mit der Anleitung des früheren «Division Managers» der Gesellschaft für Konsumgüterforschung (GfK) den nötigen programmatischen Tiefgang. Dass Rother im «Bereich» Kommunikationsforschung tätig war, darf in dem redundanten Werbejargon des Verlages

nicht fehlen. Unverzichtbar ist der Hinweis auf dem Waschzettel von «Redline Wirtschaft», dass der Autor ein Baukastensystem mit *«elf klassischen Plots»* liefert, aus denen problemlos die Darstellung des eigenen Unternehmens gebastelt werden kann. Nun sucht der Verlags-Senior-Manager für *«External Affairs»* sicherlich für die Buchvorstellung von «Unternehmensphilosophie in Textbausteinen» noch eine feine *«Location»*, um das Publikum eventmässig zu beglücken und mit *Finger Food* und *Soft-Drinks* bei Laune zu halten. Im Direct-Mailing findet man auch einen Hinweis auf einen anderen Mega-Seller: «Troubleshooting im Projektmanagement». Erst mit der dualen Rezeption performt man das globale *«Corporate Image»* für die ersehnte *Business-Power*.

«Die einzelnen Steine unseres Baukastens enthalten alle Elemente, die wir für eine schicke Selbstinszenierung benötigen. Was am Ende dabei herauskommt, ist ein veritables Drama in drei Akten», schreibt Rother. Präambel, Schauplatz, Held, Mission, Vision, Entwicklung, Aktionen gehören dabei zum unternehmerischen Schauspiel. Der frühere Marketingmann will die Kunst vermitteln, wie man eine simple Botschaft möglichst hochtrabend klingen lässt und kann dabei wohl auf seine *Powerpoint*-Präsentationen als GfK-Division-Manager zurückgreifen. Wer sich dem unternehmensphilosophischen Schnellkurs unterziehen möchte, kommt an einer Selbstfindung nicht vorbei. Zählt man zu den Forschernaturen, Draufgängern, tapferen Helden, harten Jungs, Schlaumeiern, Kämpfern, Aussenseitern, Evolutionären, Schwärmern, Sinnsuchern oder Gipfelstürmern. Hier entscheidet sich die sprachliche Ausformung. Auch diese Aufteilung ist ziemlich blödsinnig. Beim Durchblättern in den verschiedenen Typologien ergeben sich beliebig sinnlose Kombinationen, die lächerlich sind, aber nicht, wie vom Autor beabsichtigt, laute Lachattacken bewirken. So kommt der Naturforscher zu folgendem Leitbild: *«Klare Ziele verlangen sachgemässes Management. Nur wer handelt, kann seine Ziele erreichen und Akzeptanz seiner Produkte und die Zufriedenheit seiner Kunden nachhaltig sichern. Wir sind ein handelndes Unternehmen. Die Erreichung unserer Ziele entscheidet über den Erfolg jedes Einzelnen. So bleiben sie uns ständiger Antrieb für ausserordentliche Leistungen zum Wohle unserer Kunden.»* Für den «Schlaumeier» bietet Rother unter der Empfehlung «Hauen Sie auf die Pauke» die Formulierung: *«Wir glauben an unsere Ziele. Wir sind überzeugt von unseren Ideen. Sonst hätten wir auch keinen Erfolg damit. Nur wenn wir von unseren Produkten überzeugt sind, können wir auch unsere Kunden überzeugen. Das ist nicht immer leicht. Aber es lohnt sich. Für alle.»* So geht das über 311 Seiten weiter. Sehr lustig soll auch die *«Satzluftpumpe»* am Ende des Buches sein – eine *«Toolbox»*. *Tools* dürfen in keiner Unternehmensdarstellung fehlen. Für «schnell» findet man «beschleunigt», «rasch», «zügig», «dynamisch», «umgehend», «zusehends», «schleunigst» oder «zielstrebig». Im Nachwort macht Rother dem Leser in selbstironisch verbrämter Weise ein Angebot: *«Hallo Leser! Jetzt haben wir so viele Seiten miteinander verbracht – wollen wir nicht ‹du› zueinander sagen? Okay, ich mach's!»* Nein, Rother, lassen Sie es sein. Auch das ist nicht witzig – den verbalen Dünnpfiff der Unternehmen überbieten Sie mit gebündelter Langeweile. Dabei stehen im Literaturverzeichnis so hoffnungsvolle Titel, die leider auf den Buchautor nicht oder in anderer Form abfärben: «Dummdeutsch» von Eckhard Henscheid oder «Erkenntnis für freie Menschen» von Paul Feyerabend. Geheimnisvoll bis unerklärlich sind die biographischen Angaben über Rother auf dem Klappentext: Er «ist» Dozent für Marktforschung/Marketing und freier Autor, u.a. für media & marketing, (das kann hinhauen) und für «Die Woche» – schreibt er fürs Archiv der eingestellten Wochenpostille? Für die TV-Formate «Was guckst du?» und «Olm!» soll Rother ebenfalls tätig sein – als Coach, Lean-Manager, Media-Planer, Controller, Consulter oder gar als Gagschreiber? Der Leser wird mit überflüssigen Fragen allein gelassen. ■

Gunnar Sohn arbeitet als freier Wirtschaftsjournalist in Bonn.

Michael Hermann und Heiri Leuthold

Atlas der politischen Landschaften

Ein weltanschauliches Porträt der Schweiz

vdf Hochschulverlag ETH, Zürich 2003

---

besprochen von ***Bernhard Ruetz***

Angesichts des gegenwärtigen Parteiengezänks ist es besonders angebracht, etwas fundierter über aktuelle soziale Konflikte und die ihnen zugrundeliegenden Weltanschauungen nachzudenken. Zwei junge Geographen an der Universität Zürich, Michael Hermann und Heinrich Leuthold, haben sich dieser Aufgabe gestellt. Mit einer induktiv-hermeneutischen Methode versuchen sie aus dem Abstimmungsverhalten der letzten zwanzig Jahre soziale Spannungen, Konflikte und gegensätzliche Werteorientierungen aufzuspüren und Erkenntnisse über den politisch-sozialen Wandel in der Schweiz zu gewinnen. Im Unterschied

zu Wahlanalysen und Meinungsumfragen, wie sie in parlamentarisch-demokratisch verfassten Staaten geläufig sind, ermöglicht die Auswertung von Volksabstimmungen vielfach präzisere Aussagen über soziale Befindlichkeiten und Spannungen. Allerdings werden dabei lediglich die politisch Aktiven berücksichtigt, deren Zahl sich in der Schweiz durchschnittlich um die 40 Prozent bewegt. Gemäss einer quantitativ-qualitativen Analyse der Volksabstimmungen in den 2900 Schweizer Gemeinden setzen sich die Weltanschauungskonflikte im wesentlichen aus drei Komponenten zusammen: «links» gegen «rechts», «liberal» gegen «konservativ» und «ökologisch» gegen «technokratisch». So gesehen können soziale Konflikte in einem dreidimensionalen Raum festgelegt und in ihren Entwicklungen gezeigt werden.

Ein solches weltanschauliches Porträt der Schweiz präsentieren die beiden Geographen in ihrem jüngst erschienenen «Atlas der politischen Landschaften». Geboten wird ein sprachlich und graphisch sorgfältig konzipiertes Buch, ein eigentliches Bilderbuch mit erläuternden Texten, das zugleich Intellekt und Sinne anspricht. In kartographischer Darstellung werden die politischen Mentalitäten nach Kantonen und Gemeinden aufgeschlüsselt, wobei die Verteilung der Bevölkerung im Raum der Weltanschauungen gebirgsartig dargestellt wird. Dadurch entsteht eine Modellierung der politischen Landschaft der Schweiz, die das Ganze (für Kartenkundige) besonders lesbar macht. Mit diesem Atlas eröffnen die beiden Autoren ein neues, originelles Kapitel in der schweizerischen Kartographie.

Inhaltlich erfährt man allerdings wenig Neues. Man sieht bestätigt, dass die grossen Schweizer Städte mehrheitlich «linksliberal» stimmen, dass die Deutschschweizer Kantone eher im rechten Spektrum angesiedelt sind, dass die Romands und die Tessiner eher links stimmen, dass beispielsweise die Gemeinde Unteriberg im Kanton Schwyz den äussersten rechtskonservativen Pol bildet bzw. Zumikon im Kanton Zürich den äussersten rechts-liberalen. Aufschlussreicher ist die Feststellung, dass die Deutschschweizer Kantone unter Führung der Städte Zürich, Basel, Bern gegenüber ökologischen Themen offener sind als beispielsweise der Kanton Jura oder das ausgesprochen «technokratisch» gesinnte Unterwallis.

Viele dieser Feststellungen scheinen vertraut und gerade deswegen regen sich Zweifel. Die Auswertung der Abstimmungen und deren Interpretation sind zwei verschiedene Vorgänge, und bei dieser treten die politisch-ideologischen Präferenzen der beiden Autoren teilweise deutlich zutage. Besonders bedenklich ist die Definition von «links» als «sozial», der folgerichtig eine «asoziale» «rechte» Haltung gegenübergestellt wird. Ebenso fragwürdig ist die Gegenüberstellung von «liberal» und «konservativ». Liberal wird als weltoffen-modernistisch bezeichnet, wozu die Vorlagen zur Aussenpolitik, zu Ausländerfragen, zur neuen Bundesverfassung, zur Einführung der Mehrwertsteuer oder zur Parlaments- und Regierungsreform gezählt werden. Als «konservativ» gelten diejenigen, die sich aus Motiven der Abgrenzung und Bewahrung für ein «Nein» ausgesprochen haben. Bei solchen Typisierungen ist viel Ideologie im Spiel. Es stellt sich die Frage, ob sich der Atlas nicht auf ein überholtes Begriffsvokabular der Alt-68er-Generation stützt. Aus liberaler und auch aus konservativer Perspektive wäre es weitaus ergiebiger, mit den Gegensatzpaaren von links/rechts und etatistisch/antietatistisch zu arbeiten. Abstimmungsvorlagen, die zu mehr Staat, zu mehr Regulierung, Zentralisierung und Umverteilung führen würden, liessen sich damit zeitgemässer erfassen und den jeweiligen Flügeln auf linker und auf rechter Seite zuordnen. Auf diese Weise würde auch die Bewältigung ökologischer Probleme besser fassbar, nämlich entweder als staatlich verordnet oder als auf Selbstverantwortung und -initiative beruhend.

Mit einer revidierten Begrifflichkeit würde sich der vorliegende Atlas der politischen Landschaften allerdings grundlegend anders präsentieren und dem bisherigen medial-gouvernementalen und teilweise auch universitären *Mainstream* entgegenlaufen. Ein spannendes Unterfangen wäre es auf jeden Fall. ■

Der promovierte Historiker Bernhard Ruetz ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Liberalen Institut in Zürich.

VON DER REDAKTION EMPFOHLEN

Christopher L. Culp / William A. Niskanen (eds.), Corporate Aftershock. The Public Policy Lessons from the Collapse of Enron and Other Major Corporations, Cato Institute, John Wiley and Sons, New Jersey 2003.

Anton Krättli, Momentan nicht im Gespräch. Kritik und Vermittlung, Eigenverlag, (rolf.kraettli@info), 2002.

Martin Sabrow, Die Macht der Mythen. Walther Rathenau im öffentlichen Gedächtnis, Verlag Das Arsenal, Berlin 1998.

Gerhard Schick (Hrsg.), Wirtschaftsordnung und Fundamentalismus, Stiftung Marktwirtschaft, Hinterzarten 2002.

August Springer / Friedhelm Kemp (Hrsg.), Niederfahrt und Aufflug. Dreimal Dante, Oreos Verlag, Waakirchen-Krottenthal 2001.

Zürcher Heimatschutz (Hrsg.), Beiträge zur Kulturgeschichte. 150 Jahre Verlag Matthieu, Verlag Matthieu, Zürich 2003.